



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin ; Hannover, 1950

v. Ebner-Eschenbach, Marie Lotti, die Uhrmacherin - daheim

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93965](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93965)

Lotti, die Uhrmacherin — daheim!

Fräulein Lotti war soeben erwacht. Die Repetieruhr schlug mit zartem Klange sechsmal an. Gleich darauf begann die deutsche Stockuhr, eine solide Arbeit Meister Anton Schreibelmeyers, von der Kommode am Pfeiler aus die Morgenstunde zu verkünden. — „Auf, auf!“ befahl ihre gebieterische Stimme, „an die Arbeit! Der Tag beginnt!“ Ihre Glocken hatten kaum ausgezittert, als auch schon die französische Wanduhr in aller Bescheidenheit eilig und leise zu melden begann: „Sechs! sechs! gehorsamst zeig ich's an.“

Beim Ankleiden musterte Fräulein Lotti ab und zu ihr Stübchen mit wohlgefälligen Blicken. Je länger sie es bewohnte, desto gemüthlicher erschien es ihr, desto mehr mußte sie selbst die geschickte Benutzung des Raumes bewundern, die es möglich gemacht, so viele Schränke und Schränkchen in dem schmalen Zimmer unterzubringen. Neben ihnen war die Hauptsache der Arbeitstisch, auf dem mehrere zerlegte Uhrwerke unter Glasglocken und alle erdenklichen Uhrmacherwerkzeuge lagen. Auf der linken Seite des Fensters, in der dunklen Ecke, welche das Zimmer dort bildete, befand sich ein großer, bis an die Decke reichender Schrank. Der glich einer gotischen Kapelle, war aber ein Schreibtisch, — der Schreibtisch einer Person, die nicht schreibt. Um so zweckmäßiger war der niedrigere Bücherschrank, der den größten Teil der Längswand einnahm. Schlanke Säulen mit korinthischen Kapitälchen verzierten die Glastüren des Aufsatzes, hinter dessen blanken Scheiben eine sehr gemischte Gesellschaft friedlich beisammen wohnt.

Da standen Schillers Werke in einem Band, im allerdings ziemlich abgenützten Prunkgewand aus rotem Saffian, neben Goethes *Benvenuto Cellini*. Lessings *Laokoon* war durch ein Versehen mitten hineingeraten zwischen Raimunds *Verschwender* und den bösen Geist *Lumpazivagabundus*. Viele Klassiker der Weltliteratur, alte und neue, fanden sich durch irgendein Hauptwerk vertreten; vollständig vorhanden jedoch waren alle Lehrbücher der Uhrmacherkunst. Ihre lange, majestätische Reihe wurde durch Hieronymus Cardani (1557) eröffnet und schloß mit Moinets *Traité général d'Horlogerie*. Kein einziges von allen diesen Büchern war seiner Eigentümerin ganz fremd, mit manchen stand sie auf dem vertrautesten Fuße, und gerade in diese vertiefte sie sich mit dem größten Vergnügen immer von neuem. Denn, meinte sie, ein schönes Buch nicht wieder lesen, weil man es schon gelesen hat, das ist, als ob man einen teuren Freund nicht wieder besuchen würde, weil man ihn schon kennt.

Viele dieser Werke besaßen außer ihrem eigenen auch noch einen besonderen, für Lotti unschätzbaren Wert. Sie waren mit Randbemerkungen von der Hand eines Mannes versehen, der ihr unter allen Lebenden am höchsten gestanden hatte — ihres Vaters, des Meisters Fessler.

Sie meinte ihn sprechen zu hören, wenn sie die kurzen, zierlich geschriebenen Sätze, Früchte reiflicher Überlegung und solider Fachkenntnis überlas.

Meister Johannes Fessler hatte nicht zu den Leuten gehört, die einen Gedanken deshalb schon für gut halten, weil er in ihrem Kopf entstanden ist. Das Handwerk, das er ein halbes Jahrhundert hindurch getrieben, hatte ihn gelehrt, dreißig „Vielleicht“ und „Ich glaube“ leichter auszusprechen, als ein: „So ist's“ oder ein: „Das steht fest“.

Ein gewissenhafter Uhrmacher, wie er gewesen war, ein Mann, der so oft erfahren hatte, daß am Ende einer Reihe scheinbar richtiger Schlüsse ein Irrtum lauern kann, der hütet sich wohl, leichtsinnig Behauptungen aufzustellen.

Aus den Randglossen des Meisters ließ sich erkennen, wie ernst es ihm mit seinem Beruf war und welche Liebe er für ihn hegte. Man sah es wohl, was er auch gelesen hatte; wie sehr ein Buch seine Aufmerksamkeit gefesselt haben mochte; seines Handwerks hatte er dabei nie vergessen. Niemals war ein bemerkenswertes Ereignis in der Geschichte der Menschen zu seiner Kenntnis gekommen, ohne daß er gesucht hätte, es mit einem eben solchen in der Geschichte der Uhren in Verbindung zu bringen. So fand sich zum Beispiel in einem historischen Werke, an einer Stelle, wo die Rede war vom Tode Kaiser Rudolfs von Habsburg, von Fesslers Hand die Anmerkung: In demselben Jahre erhielt die Kirche von Canterbury eine Schlaguhr, für welche 30 Pfund Sterling bezahlt wurden. Weiter, als der „Goldenen Bulle“ Erwähnung geschah, hatte der Meister seinerseits erwähnt: Gleichzeitig ehrte die Stadt Bologna sich selbst, indem sie die erste öffentliche Uhr aufstellen ließ. — Noch weiter: Eduard III. entsagt seinen Ansprüchen auf den französischen Thron — und — fügte Fessler hinzu: erteilt dreien Uhrmachern aus den Niederlanden Schutzbriefe, damit sie nach England kommen können. Anno 1368. In demselben Geschichtswerk war der Name Kaiser Karls V. nachdrücklich unterstrichen und daneben stand: Muß eine besondere Freude an den Werken der Uhrmacherkunst gehabt, ja vielleicht selbst dabei Hand angelegt haben.

Noch andere Randglossen machten darauf aufmerksam, daß Luther seine Bibelübersetzung zu derselben Zeit geschrieben hat, zu welcher in Nürnberg die ersten Taschenuhren entstanden. Und so noch viele wichtige und höchst seltsame Zusammenstellungen, die jedem, der ein Herz hat für die Uhrmacherei, gar viel zu denken geben.

Was ihm selbst dabei eingefallen, hatte Meister Johannes niemals verraten, sehr oft aber sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er nur ein ungelehrter Mann war und nicht imstande, eine ausführliche und genaue Geschichte der Entwicklung der Uhrmacherkunst zu schreiben. Das beste Material, das es geben kann — wenigstens zu einem Hauptzweig eines solchen Werkes — besaß er selbst. Er hatte nämlich im Laufe seines langen Lebens eine

Sammlung von Taschenuhren zusammengebracht, wie sie vor ihm so vollständig und lückenlos schwerlich ein Privatmann besessen haben dürfte. Er freute sich ganz im stillen an seinem Schatze, was nicht heißen soll, daß er sich allein daran freute. Es gab zwei Getreue, die keine anderen Interessen kannten als die seinen. Die beiden waren seine Tochter Lotti und sein Ziehsohn Gottfried. „Meine Gesellen“ nannte er sie in ihrer Kindheit und später mit Stolz: „Meine Gehilfen“. Endlich schien ihm auch diese Bezeichnung nicht mehr ehrenvoll genug, und er sprach sie niemals aus, ohne sich dabei in Gedanken zu verbessern: „Ich wollte eigentlich sagen: Meine Berufsgenossen... solche noch dazu, die im besten Zuge sind, mich zu überflügeln.“

Die kleine Familie verlebte damals eine herrliche Zeit. Eine Zeit voll beseligenden Friedens und erfolgreicher Tätigkeit. Fessler war mit der Vollendung eines Chronometers beschäftigt, den er selbst für sein bestes Werk hielt. Gottfried lieferte dazu eine Kompensationsunruhe von so einziger und zarter Ausführung, daß Meister Johannes bei ihrem Anblick laut ausrief: „Unübertrefflich!“ — Dieses Lob hatte er noch nie einer Leistung gespendet, die aus seiner Werkstatt hervorgegangen war. Lotti hingegen gelang es, eine höchst komplizierte Taschenuhr aus dem XVI. Jahrhundert in Gang zu bringen. Es bedurfte dazu außerordentlicher Geschicklichkeit, unsäglich Geduld — aber welche Freude, als sie belohnt wurden und das seltsame kleine Ding seine abenteuerlich geformten Räder in Bewegung zu setzen begann. Fessler und Gottfried lachten, staunten, bewunderten; das Herz des jungen Mädchens pochte vor Entzücken... Ja, es war eine herrliche Zeit!

In Erinnerung an den plötzlich gestorbenen Vater war Fräulein Lotti auch heute wie so oft an das Schränklein getreten, das in der Ecke stand, dem großen Schreibtisch gegenüber. Eben fiel ein Sonnenstrahl schräg durch das Fenster auf das Kästchen, auf Lottis Hände, und als sie die erste Lade öffnete, schlüpfte er sogleich hinein. Prächtig war's, wie er die kleinen ehrwürdigen Meisterwerke beleuchtete, welche darin auf einem Bettlein von purpurrotem Samt lagen. Da sah man drei sogenannte „Nürnberger Eier“. Kein einziges Stück jünger als dreihundert Jahre, manches noch älter und gerade die ältesten von der künstlichsten Beschaffenheit. Was wollten sie nicht alles können, diese kleinen Maschinen, was trauten sie sich nicht zu! Sie begnügten sich keineswegs damit, die bürgerlichen Stunden anzuzeigen und zu schlagen und den Schläfer zu wecken, wann immer es ihm beliebte, auch den Wochen- und Monatstag verzeichneten sie, kontrollierten die Aspekte und Phasen des Mondes und behaupteten, den Stand der Sonne nachweisen zu können. Sie wandten den Himmelszeichen ihre Aufmerksamkeit zu, wußten Auskunft zu geben über die Sternzeit und nahmen Notiz vom türkischen Kalender... Und das alles versuchten sie mit geringen Mitteln zu erreichen! Mit Spindelechappements — mit Löffelunruhen, deren kläglich humpelnder Gang von einer Schweinsborste reguliert

wurde! Aber so ärmlich ihre Kunst, so reich war ihr Vertrauen. Sie wußten, daß Schwäche zur Stärke erwachsen kann, wenn nur der rechte Segen auf ihr ruht. Einer der alten Meister hatte in den Boden des Federhauses, das die Kraft umschließt, von der alle Bewegung ausgeht, die das ganze Getriebe gleichsam beseelt, den Namen Jesus eingegraben.

Immer reichere Schätze gelangten zum Vorschein, als Lotti Lädchen um Lädchen öffnete und schloß. Taschenuhren in den verschiedensten Formen, achteckig, rund, oval, elliptisch, sternförmig, in Gehäusen aus Gold und Silber, aus Smaragd, Rauchtopas, Bergkristall. Die Sammlung enthielt nicht minder merkwürdige Arbeiten von Tompion in England, Albrecht Erb in Wien, Gerard Mut in Frankfurt, Matthäus Degen, Christoph Streller. Kurz, es fehlten wenig große Namen, und wer die vorhandenen mit recht scharfen Augen betrachtete, der sah mehr, als nur Namen in eine Metallplatte eingeritzt, der sah das Wesen des Meisters sich deutlich in seinem Werke spiegeln.

Und die letzte Lade, die von Lotti geöffnet wurde, enthielt u. a. eine vollständig erhaltene hölzerne Taschenuhr von Andreas Dilger aus Gütenbach. Ein Familienerbe! — Als Bräutigam hatte sie der Urgroßvater Lottis ihrer Urgroßmutter zugleich mit seinem Herzen dargebracht. Gottfried nannte sie die Majoratsuhr. Sie war nie getragen worden, hatte als Schaustück im Glasschranke der Urgroßmutter geruht. Nur an hohen Festtagen wurde sie hervorgeholt und zur Freude des Enkelchens Lotti aufgezogen. Dann setzte sie sich aber auch stracks in Bewegung und vollführte einen so akkuraten und energischen Gang und bimmelte so fleißig fort, als ob sie noch in der Blüte ihrer Jahre stände, und als ob sie all die Zeit einholen wollte, die sie in unfreiwilliger Muße versäumt hatte. Man sah der kleinen Dilger gar deutlich die Liebe an, mit der sie ausgeführt, und auch die, mit der sie zeitlebens gehegt und gepflegt worden war. Ihr gehörte Lottis letzter und zärtlichster Blick, bevor sie die Lade zuschob und dabei dachte: „Ja, meine Uhren — die machen mir noch das Sterben schwer!“

In diesem Augenblicke wurde die Zimmertür geöffnet. „Guten Morgen“, sprach eine tiefe und wohlklingende Stimme. Lotti wandte sich rasch: „Du, Gottfried? Ist es denn schon acht Uhr?“ „Noch nicht“, war die Antwort, „ich bin heute unpünktlich.“ „Zeichen und Wunder“, rief Lotti, „was ist geschehen? Was gibt's?“ Gottfried war an den Arbeitstisch getreten. Er hob die kleinen Glasglocken von den Uhren, die darunter lagen, und nahm jedes einzelne Werk auf das allergenaueste in Augenschein. „Du bist ja fertig“, sagte er nach einer Weile. „Beinahe — aber antworte mir doch — was gibt's?“ Er richtete sich empor, sah Lotti mit geheimnisvoller Miene halb freudig, halb zweifelnd an und sagte: „Eine Überraschung“.

Marie von Ebner-Eschenbach

(Vielleicht rät der Leser, was für eine Überraschung das gewesen sein kann!?)